

ROMANA

CORA  
Verlag

1 / 17

TRAUMZIELE DER LIEBE

# Die Silberwaldsaga

Heimat  
IST EIN  
Gefühl

3 Romane von **LUCA WINTER**

*Lucy Winter*  
***ROMANA TRAUMZIELE DER  
LIEBE BAND 13***

## IMPRESSUM

ROMANA TRAUMZIELE DER LIEBE erscheint in der HarperCollins Germany GmbH

**CORA**  
Verlag

Redaktion und Verlag:  
Postfach 301161, 20304 Hamburg  
Telefon: +49(0) 40/6 36 64 20-0  
Fax: +49(0) 711/72 52-399  
E-Mail: [kundenservice@cora.de](mailto:kundenservice@cora.de)

Geschäftsführung: Thomas Beckmann  
Redaktionsleitung: Claudia Wuttke (v. i. S. d. P.)  
Produktion: Jennifer Galka  
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,  
Marina Grothues (Foto)

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe ROMANA TRAUMZIELE DER LIEBE  
Band 13 - 2017 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

© 2016 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg, für Luca Winter: „Dunkle Schatten über Schloss Silberwald“

© 2016 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg, für Luca Winter: „Schicksalhafter Wiedersehen in St. Moritz“

© 2016 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg, für Luca Winter: „Im Zauberbann der Berge“

Abbildungen: JFL Photography / Fotolia, alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im ePub Format in 01/2017 - die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN 9783733744274

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:  
BACCARA, BIANCA, JULIA, HISTORICAL, MYSTERY, TIFFANY

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop [www.cora.de](http://www.cora.de)

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf [Facebook](#).



Dunkle Schatten über Schloss Silberwald

## 1. KAPITEL

„Love me like you do, lala-love me like you do – touch me like you do, tata-touch me like you do!“

Es war spät geworden, fast zwei Uhr nachts.

Samstagnacht.

Oder besser gesagt: früher Sonntagmorgen. Der erste Advent. Dicke flauschige Schneeflocken fielen auf die Windschutzscheibe. Der Scheibenwischer leistete Schwerstarbeit, während Sophie ihren klapprigen Fiat Punto durch das nächtlich verschneite Salzburger Land nach Hause lenkte. Und sich wach hielt, indem sie laut Ellie Gouldings Superhit mitsang, der im Radio lief. „What are you waiting for ...?!“

Es wäre geradezu romantisch gewesen – wenn jemand bei ihr gewesen wäre, der ihre schrägen Gesangkünste mit einem süßen Lächeln kommentiert hätte. Doch leider war sie allein.

Sie war mit Jenny unterwegs gewesen, einer Kommilitonin. Medizinerparty in Salzburg.

Nun, genau genommen *Angehende-Mediziner-Party* – noch war sie im Vorstudium.

In diesem Moment bereute sie es, dass sie nicht wie Jenny eine Wohnung direkt in Salzburg gemietet hatte, sondern hinaus aufs Land gezogen war – zehn Kilometer vor den Toren der Stadt, wo sie in einem idyllischen Bauernhof lebte. In einer ziemlich hippiemäßigen WG mit ihrer kleinen Schwester und einem weiteren Geschwisterpaar, zwei Veganerinnen aus Oberbayern, mit dem sie und Sarah sich die Miete für den Hof teilten. Tagsüber war es dort sehr charmant, Hunde, Katzen und sogar ein paar Hühner eingeschlossen, die jeden Morgen für frische Eier sorgten. Doch das Nachtleben von Salzburg war eindeutig zu

bevorzugen. Und die Kombination von Straßenglätte und bleierner Müdigkeit war nun mal nicht gerade das Rezept, das sie sich selbst als angehende Ärztin für einsame Dezembernächte verschreiben würde.

„Und hier kommt der nächste Hit für Verliebte“, kündigte der Moderator an, der durch die nächtliche Sendung führte.

Doch Sophies Aufmerksamkeit wurde urplötzlich von etwas anderem abgelenkt.

Bremsspuren. Warnblinker ... Es musste hier kurz vorher einen Unfall gegeben haben. Zögernd fuhr sie daran vorbei. Was sie sah, erschreckte sie zutiefst: Einen Wagen, der offenbar von der um diese Zeit komplett verwaisten Landstraße abgekommen war und mit leuchtendem Licht und Warnblinker im tiefen Schnee vor einer umgeknickten Tanne stand, die er gerammt haben musste.

Es war nicht irgendein Wagen - nein, normalerweise sah man solche Autos nur in romantischen Filmen oder Automuseen. War es ein Bentley oder Rolls Royce Cabrio? Genau konnte sie es nicht erkennen. Doch was sie sah, bescherte ihr Herzklopfen: Die Fahrertür stand halb offen, und dahinter, im beleuchteten Inneren des Autos - erblickte sie einen Mann hinter dem Lenkrad!

Einen älteren Mann, der anscheinend bewusstlos war.

Sein Kopf lag auf seiner Brust, und er schien sich nicht zu regen.

„Oh nein, bitte nicht ...!“, stöhnte sie und lenkte ihren Wagen an den Straßenrand.

Wieso musste so etwas ausgerechnet immer ihr passieren? Noch dazu jetzt - mitten in der Nacht? Sie war stehend k. o. und wollte nur noch schlafen, denn morgen musste sie eigentlich für ein Examen büffeln. Aber wie es nun aussah, blieb ihr nichts anderes übrig, als zu beweisen, dass auch eine Medizinstudentin im Vorstudium bereits in

der Lage war, Erste Hilfe zu leisten. Machte man sich mit unterlassener Hilfeleistung nicht sogar strafbar?

Erschwerte Bedingungen hin oder her.

Denn eines stand fest: Ob in den nächsten ein oder zwei Stunden hier ein Auto vorbeikäme, war mehr als fragwürdig. Und sollte der Fahrer wirklich verunglückt sein und nicht nur betrunken, wäre er bis dahin möglicherweise erfroren.

Mit einem Ruck öffnete sie die Fahrertür und stieg aus.

„Huch!“

Es war eiskalt, deutlich unter null Grad. Sie trug noch immer nichts weiter als das elegante schwarze Kleid, das sie für die Party ausgewählt hatte, und eine dünne Lederjacke. Gott sei Dank hatte sie sich für Stiefel entschieden und nicht für die High Heels, die sie einen Moment lang im Auge gehabt hatte. Allein der Gedanke daran, jetzt quasi barfuß durch gut und gerne dreißig Zentimeter tiefen Schnee zu staksen, ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren. Und auch ihre schlanken Einmeterfünfundsechzig boten nur wenig schützendes Fettpolster – hätte sie doch nur auf ihre Mutter gehört und immer brav aufgegegessen statt sich auf eine Salatdiät zu setzen, dachte Sophie in diesem Augenblick.

Ihre gefühlte Körpertemperatur sackte noch weiter in den Keller, kaum hatte sie den Luxusschlitten erreicht und durch die geöffnete Tür den Verunglückten erblickt.

Wie es aussah, schien er tatsächlich bewusstlos zu sein.

„Hallo?“, rief sie laut. „Sind Sie in Ordnung?“

Keine Reaktion.

Wie in Zeitlupe näherte sie sich dem Mann. Er musste um die Ende sechzig sein, volles silbernes Haar, Schurwollmantel und Anzug. Dazu eine teure Schweizer Uhr. Vorsichtig hob sie seinen Kopf an.

Auf den ersten Blick erinnerte er sie an Mario Adorf.

Aber an wen oder was er sie erinnerte, stand hier nicht zur Debatte, rief sie sich zur Ordnung, während sie panisch

rekapitulierte, was sie über Erste Hilfe wusste. Atmete er? Sie führte ihr Ohr zu seinem Mund.

Doch nichts!

Jetzt wurde ihr doch heiß.

Mit vor Kälte und Nervosität zitternden Fingern prüfte sie den Puls an seiner Halsschlagader. Und atmete für eine Sekunde auf: Gott sei Dank – sein Herz schlug!

Aber das konnte sich schon in Kürze ändern, wenn sie nicht sofort etwas unternahm. Kurz entschlossen versuchte sie es mit Mund-zu-Mund-Beatmung.

Ehrlich gesagt: Sie hätte nicht in ihren kühnsten Träumen gedacht, dass die hinter ihr liegende Partynacht, die durchaus vielversprechend begonnen hatte, mit dieser Art von „Kuss“ enden sollte. In gleichmäßigen Zügen presste sie ihren Atem in seinen Mund. Der Mann roch nach Whisky – wie es aussah, hatte er getrunken.

Kaum jedoch hatte sie angesetzt, kam er mit einem Ruck zu sich.

Und begann, wild mit den Armen zu rudern, sie von sich zu stoßen.

„Mein Herz ...“, stieß er aus, während sich ihre Augen für einen Moment trafen. „Ich glaube, ich habe einen Infarkt.“

Sophie war so nervös, dass ihr das Handy aus der Hand rutschte, kaum hatte sie es aus ihrer Jackentasche gefischt, und in den Schnee fiel. Es dauerte endlose Sekunden, die ihr wie Minuten, wenn nicht wie Stunden vorkamen, bis sie es endlich in der Dunkelheit gefunden hatte. Gott sei Dank hatte sie Empfang, sodass sie den Notruf erreichen und einen Krankenwagen anfordern konnte. Wie es aussah, zählte jede Minute – und doch konnte sie nichts tun. Außer zu warten. Zumindest hatte sie ihn mit ihrer Beatmung zurück ins Leben geholt, er war wieder bei Bewusstsein. Doch er atmete schwer, während er seine Hand auf seinen Brustkorb drückte.

„Es fühlt sich an, als würde ein verdammtes Nashorn auf meiner Brust sitzen“, stöhnte der alte Mann.

„Der Notarzt wird gleich da sein“, versprach sie ihm, während sie mit einem Tuch den Schweiß von seiner Stirn tupfte.

„Das will ich hoffen“, erwiderte er mühsam. „Denn eine Minute später als gleich wird vielleicht zu spät sein ...“

Sophie hatte das Gefühl, selbst gleich einen Herzinfarkt zu erleiden – der Wettlauf mit der Zeit hatte begonnen.

Dem Himmel sei Dank brauchte die Ambulanz nicht länger als eine knappe, aber quälende Viertelstunde, bis sie den Unfallort erreicht hatte. Wie sie es in dieser Zeit durch den anhaltenden Schneefall geschafft hatten, war Sophie ein Rätsel – aber sie waren da, und das war alles, was zählte.

Bereits am Telefon hatte sie die Details durchgegeben, damit der Notarzt keine wertvollen Sekunden verlor. Fünf Minuten später war der Patient versorgt und der Krankenwagen bereit zur Abfahrt. Wie es aussah, war alles glimpflich verlaufen.

„Gut gemacht“, lobte sie der Einsatzarzt, bevor der Krankenwagen mit Blaulicht in Richtung Universitätsklinik davonfuhr.

„Ich erkundige mich morgen, wie es ihm geht ...“, rief sie ihm hinterher, doch das Einsatzteam war schon unterwegs.

Zurück blieb der Bentley im Schnee.

Und sie, Sophie – mit ihrem Fiat, in dem sie, nun so wach wie selten zuvor in ihrem Leben oder nach drei bis vier Dosen Red Bull, die letzten Kilometer bis nach Hause zurücklegen würde. Um danach, so viel stand jetzt schon fest, die ganze Nacht wach zu liegen und über das nachzudenken, was passiert war.

Der morgige Tag wäre definitiv im Eimer.

Das Büffeln konnte sie vergessen.

Toll! Einfach toll! dachte sie bei sich. Und doch war sie froh, dass alles anscheinend zu einem guten Ende gekommen war – und dass sie sich bei ihrem ersten inoffiziellen Einsatz als Notfallärztin halbwegs tapfer geschlagen hatte.

„Guten Morgen! Oder soll ich besser sagen: Guten Mittag?“

Es war Lara, der eine Teil des Veganerpärchens, die sie aus ihren Träumen holte. Spät, sehr spät, hatte Sophie doch noch in den Schlaf gefunden.

„Ahhh!“ Nur noch eine Minute länger wollte sie sich in den warmen Laken reckeln, bevor sie wieder hinaus in den kalten Winter stapfte. „Wie spät ist es?“

„Fast zwölf“, erklärte Lara. „Ich dachte, du wolltest heute lernen.“

„Ich glaube, daraus wird nichts. Ich muss ins Krankenhaus.“

„Ins Krankenhaus?“ Ihre Mitbewohnerin runzelte die Augenbrauen.

„Ja“, bestätigte sie. „Ich hatte gestern Nacht noch eine Begegnung der dritten Art, auf der Landstraße.“

„Du meinst – Außerirdische?“

Lara riss die Augen weit auf.

„Nein, ganz so schlimm war es nicht“, erwiderte Sophie. „Aber mir ist trotzdem das Blut in den Adern gefroren, glaub mir.“

Kurz darauf schälte sie sich aus den Laken und setzte ihre Füße auf den warmen alten Dielenboden ihres Zimmers. Das Holz knarzte, sobald man darüber lief – ein Geräusch, das Sophie ganz besonders an kalten Wintertagen wie diesem mit Wohlbehagen erfüllte. Ihr Zimmer war einfach möbliert, mit einem Mix aus Flohmarkt-Fundstücken und Ikea sowie weiß getünchten Wänden und hölzernen Sprossenfenstern, aber es war gemütlich. Es hatte Charme – so wie der ganze

Bauernhof. Die Türen und Fensterrahmen waren im Hippie-Stil hellblau gestrichen, und überall blätterte die Farbe ab. Nachdem sie geduscht und mit Lara einen Kaffee getrunken hatte – in der mit Hilfe eines Kachelofens auf sommerliche Temperaturen aufgeheizten Wohnküche aus Großmutterns Zeiten –, stapfte sie hinaus in den Schnee, wo ihr fahrbarer Untersatz wartete.

Eine gute Stunde später erreichte sie die Universitätsklinik in Salzburg. Sie brauchte nicht lange, um *ihren* Patienten zu finden.

Als sie der Mitarbeiterin an der Rezeption den Unfall der vergangenen Nacht schilderte, wusste diese sofort Bescheid.

„Ferdinand von Sternberg“, sagte sie nur. „Zimmer 111.“

... *von* Sternberg? Nun, im Grunde überraschte es Sophie nicht. Der Bentley, die Art und Weise, wie er gekleidet war – es wäre fast eine Enttäuschung gewesen, wäre er nicht auch noch einem österreichischen Adelsgeschlecht entsprungen, schmunzelte sie leise in sich hinein.

„Geht es ihm gut?“, wollte sie wissen.

Die Schwester an der Rezeption nickte nur, begleitet von einem schwer lesbaren Gesichtsausdruck und einem nicht weniger unverständlichen Murmeln.

Kurz darauf klopfte Sophie leise an die Tür des Zimmers 111.

Keine Reaktion.

Nun, was soll's? dachte sie. Zumindest kurz wollte sie sich nach seinem Zustand erkundigen – und danach würde sie sofort wieder verschwinden.

Vorsichtig öffnete sie die Tür.

Und blickte in den Raum. Ein Einzelzimmer.

Sie atmete auf, als sie den alten Mann im Bett entdeckte. Er las die Frankfurter Allgemeine – und blickte im selben

Moment von seiner Lektüre auf, als er sie bemerkte.

„Ja?“, fragte er und sah sie über den Rand seiner Lesebrille hinweg fragend an.

Sophie atmete auf. Ihm schien es gut zu gehen. Sie hatte alles richtig gemacht gestern Nacht – Gott sei Dank!

„Ich ...“, setzte sie an.

„Kennen wir uns?“, fragte er, bevor sie auch nur ein weiteres Wort sagen konnte.

„Ich ... habe Sie gefunden – gestern Nacht“, erklärte Sophie.

Ferdinand von Sternberg stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ach, Sie waren das ...“, erwiderte er mürrisch.

Sophie runzelte fragend die Stirn.

Ein kleines Dankeschön wäre vielleicht angebrachter gewesen? Nun, vielleicht erwartete sie auch einfach zu viel von der Welt und von den Menschen, die sie bevölkerten, dachte sie in diesem Moment, in dem sich ihre Blicke erneut trafen. Hatte er seine Lebensretterin tatsächlich schon vergessen? Wie es schien, war er nicht übertrieben begeistert. Weder darüber, sie wiederzusehen – noch darüber, sich noch unter den Lebenden zu befinden.

„Und?“, fragte er, während er sie gelangweilt musterte.  
„Was wollen Sie hier?“

Also ... das ... – sie hatte mit allem gerechnet, nur nicht damit!

„Eigentlich wollte ich nur wissen, ob es Ihnen gut geht. Ich ...“

„Was interessiert es *Sie*, ob es *mir* gut geht!“, fuhr er abrupt dazwischen. „Das hat noch nie jemanden interessiert.“

Sophie erstarrte im Türrahmen. Auf was hatte sie sich hier eingelassen? Warum war sie überhaupt hergekommen – was hatte sie dem Mann getan? Sie konnte sich keinen Reim darauf machen.

„Dann ... nun, dann gehe ich wohl besser“, erklärte sie.

Doch kaum hatte sie ausgesprochen, hob er auch schon den Arm, um sie zurückzuwinken.

„Nun kommen Sie schon“, sagte er. „Ich wollte Sie nur etwas foppen. Können Sie keinen kleinen Scherz vertragen?“

*Kleinen Scherz?*

„Ich dachte eigentlich, Scherze wären witzig – und nicht gemein“, erwiderte sie, etwas Besseres fiel ihr auf die Schnelle nicht ein.

Augenblicklich schien sich ein überraschend weicher Ausdruck auf sein Gesicht zu legen. Ja: ein fast versöhnlicher Ausdruck.

„Gemein?“, erwiderte er. Ein Weilchen blickte er sie nur fragend an, so als fehlten ihm tatsächlich die Worte. „Nun, wahrscheinlich liegen Sie gar nicht mal so falsch: Ich *bin* gemein. Und deshalb geschieht mir all das hier nur zu Recht ...“

„Das ... wollte ich damit nicht sagen.“

„Aber ich“, sagte er. „Also, nun kommen Sie endlich rein, wenn Sie schon mal hier sind“, bat er sie mit einer Stimme, aus der urplötzlich jede Härte verschwunden schien. „Sie haben also mein Leben gerettet, soso ...“

„*Gerettet* ist vielleicht etwas übertrieben“, stellte sie richtig.

„Da hat mir der Notarzt aber etwas anderes erzählt“, widersprach Ferdinand von Sternberg. „Also, was machen Sie so? Sind Sie auch Ärztin?“, wollte er wissen. Zum ersten Mal erschien ein kleines freundliches Lächeln auf seinem Gesicht.

„Ärztin? Nein – ich ... studiere noch“, erklärte sie. „Aber Medizin ist richtig. Also werde ich eines Tages Ärztin sein. Sofern alles nach Plan läuft, versteht sich ...“

Augenblicklich hellte sein Blick sich weiter auf. So als hätte ihre Antwort ihn auf irgendeine Art und Weise

inspiriert.

„Hier in Salzburg?“, fragte er sie.

„Ja, wieso?“

Auf einmal wirkte er richtiggehend interessiert an ihr. Er blickte sie an, als hätte sie ihm offenbart, dass sie in Wahrheit Jennifer Aniston hieß und in Hollywood Filme drehte.

„Würden Sie mir einen großen Gefallen tun?“

„Einen großen Gefallen?“

„Was ich sagen möchte, ist: Dürfte ich Sie vielleicht als Dankeschön zum Abendessen einladen?“

Zum ... Abendessen ...?

Jetzt wurde ihr doch langsam mulmig.

„Um Himmels willen! Nicht was Sie denken!“, las er ihre Gedanken. „Mir ist durchaus bewusst, dass ich ein alter Knacker bin. Viel zu alt für eine hübsche junge Dame wie Sie. Aber Sie scheinen ein gutes Herz zu haben. Im Gegensatz zu mir“, erklärte er, während sich eine gewisse Traurigkeit in seinen Blick schlich. „Und damit meine ich nicht nur meine Gesundheit ...“

Sophie sah ihn fragend an.

„Ich möchte Ihnen einen Job anbieten“, rückte er schließlich mit seinem Ansinnen heraus.

„Einen Job?“

Sie runzelte die Stirn. Als was? Als Krankenpflegerin?

„Nun, lassen Sie mich die Sache erklären: Letzte Nacht hatte ich einen Herzinfarkt. Und ich habe ihn nur dank Ihres beherzten Eingreifens überlebt.“

„Der Notarzt ...“

„Nein, meine Liebe - ohne Sie wäre der Notarzt nicht mehr rechtzeitig eingetroffen, und die Mund - zu - Mund-Beatmung hat mich aus der Ohnmacht geholt“, unterbrach er sie. „Von daher schulde ich Ihnen etwas. Sie müssen wissen, es war mein zweiter Infarkt innerhalb eines Jahres.“

Ich glaube ... nun, ich glaube ... mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Und ich muss dringend noch ein paar Angelegenheiten in Ordnung bringen - Familienangelegenheiten, wenn Sie verstehen.“

„Und wie ... kann ich Ihnen dabei helfen?“

„Sie studieren Medizin, hier in Salzburg, richtig?“

Sie nickte, ohne auch nur im Geringsten zu verstehen, worauf er hinauswollte.

„Dann können Sie mir helfen, ich bin mir sicher. Und ich verspreche Ihnen, es wird nicht zu Ihrem Schaden sein. Ich werde Sie großzügig dafür entlohnen. Äußerst großzügig. Also: Nehmen Sie meine Einladung zu einem Abendessen auf Schloss Silberwald an?“

*Schloss Silberwald?*

Wer in aller Welt ist dieser Mensch? fragte Sophie sich, während sie versuchte, ihren Mund langsam wieder zuzubekommen.

Exakt eine Woche später, an einem sternenklaren Sonntagabend, dem zweiten Advent, fuhr Sophie durch eine von Schnee und Eis überzogene österreichische Märchenlandschaft hinaus in Richtung Mattsee. Es lag nicht weit außerhalb der Stadt und war als das Venedig des Salzburger Seenlandes bekannt.

Ein romantisch verschneites Venedig zu dieser Jahreszeit.

*Schloss Silberwald.*

Hatte Ferdinand von Sternberg sie auf den Arm genommen? Das war es, was sie logischerweise zuerst angenommen hatte. Denn natürlich war ihr nicht entgangen, dass er ein ausgemachter Exzentriker war. Doch dann hatte sie ihn gegoogelt.

Ja, er war ein Exzentriker.

Und wenn er dem Ruf, der ihm vorauseilte, auch nur halbwegs gerecht wurde, darüber hinaus ein ziemlicher

Partylöwe und Frauenheld.

Doch davon mal abgesehen, war er auch noch etwas völlig anderes: Schlossbesitzer, Multimillionär und einer der bedeutendsten Kunstsammler und Mäzene in ganz Österreich! Seine Sammlung galt als eine der bedeutendsten Privatsammlungen in ganz Europa.

Und allein der Gedanke daran, gleich sein Anwesen am Mattsee persönlich besichtigen zu dürfen, bescherte ihr eine Gänsehaut. Nicht, dass sie sich viel aus Adel und altem Geld machte – nein, das war es nicht.

Es war etwas anderes.

Das Gefühl, dass an diesem Ort etwas auf sie wartete, das schon eine ganze Weile auf sie gewartet hatte – eine Art Geheimnis, das eng mit ihrer Zukunft verbunden war.

„Herzlich willkommen, meine Liebe“, begrüßte er sie, kaum hatte sie die lange, edel beleuchtete Kiesauffahrt genommen und war vor dem von imposanten, griechisch anmutenden Säulen gesäumten Eingangsbereich aus ihrem in dieser feinen Umgebung mehr als peinlichen Gefährt gestiegen.

Doch ihren Gastgeber schien ihr alter Fiat nicht im Geringsten zu stören. Er hatte nur Augen für sie.

„Schön, dass Sie es einrichten konnten!“

Sophie schluckte, als sie das prächtig illuminierte Seeschloss erblickte – es lag direkt am Mattsee und schien tatsächlich einem Märchen entsprungen zu sein.

„Ich hoffe, Sie haben Hunger“, erklärte Ferdinand von Sternberg und führte sie galant ins Haus. Nun, Haus war deutlich untertrieben – denn es war weit mehr als das.

Es war ein Traum.

Für jemanden wie ihn jedoch war es sein Haus.

Sein Zuhause.

Und doch: unvorstellbar für jeden Normalsterblichen.

Genau hier, an diesem märchenhaften Ort, speisten sie wenig später, im warmen Licht des flackernden Kamins, an einer langen Tafel, bedient von einem Butler und einer Hausdame, die ihnen jeden Wunsch von den Augen ablasen. Und Sophie glaubte, noch nie etwas Köstlicheres gegessen zu haben als den perfekt geschmorten Wildschweinbraten mit den Semmelknödeln und dem Blaukraut.

„Und, was denken Sie?“, fragte ihr Gastgeber sie, nachdem auch das Dessert – ein köstliches Waldbeeren-Soufflé – abgeräumt worden war.

Sophie fühlte sich schon viel besser als noch bei ihrer Ankunft, als sie vor Ehrfurcht fast erstarrt war.

„Ich denke, Sie sind gar nicht so furchterregend wie Ihr Ruf“, beantwortete sie seine Frage, ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken.

Nun war er es, der erstarrte.

„Ich meinte eigentlich das Essen“, erwiderte er kurz und knapp.

Einen Moment lang sahen sie sich einfach nur an – bis er plötzlich ein lautes Lachen ausstieß, das erste an diesem Abend. Sophie stimmte erleichtert ein. Und auch der Butler konnte sich ein kleines Grinsen nicht verkneifen, wie sie mit einem Seitenblick feststellte.

„Kommen Sie“, forderte Ferdinand von Sternberg sie auf und erhob sich. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

Wenig später wanderten sie durch das Schloss. Sophie bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu. Überall an den Wänden hingen Gemälde bekannter Maler aus den verschiedensten Epochen. Picasso, Renoir, Modigliani – es war schlichtweg unfassbar! Doch es war ein kleines Bild neben einer Flügeltür, die in den nächsten Saal führte, das ihr am besten gefiel. Ein Familienporträt.

Und was es ausstrahlte, waren Glück, Liebe und Harmonie.

„Sie haben einen guten Geschmack, junge Dame“, erklärte ihr Museumsführer. „Das ist auch eines *meiner* Lieblingsbilder – es stammt von einem Rembrandt-Schüler. Wenn auch nicht besonders wertvoll, mehr als hunderttausend bekommen Sie dafür auf keiner Auktion.“

Hunderttausend? Nicht besonders wertvoll?

Sophie schmunzelte leise in sich hinein. Bevor sie der nächste Satz ihres Gastgebers so unvorbereitet traf wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel.

„Wissen Sie was?“, sinnierte er. „Ich schenke es Ihnen. Sozusagen als Honorar.“

Kaum hatte er ausgesprochen, lachte Sophie laut auf. Doch er – er lachte nicht mit. Sondern blickte sie prüfend an.

„Das ist kein Scherz – ich meine es ernst.“

„Sie ...?“, stammelte Sophie. „... wollen was?“

„Nun, wenn Sie mir im Gegenzug dafür den Gefallen tun, von dem ich sprach.“

Einen Gefallen?

Offensichtlich sprach er von dem Job, den er ihr anbieten wollte.

„Und ... was wäre das ...?“

Ferdinand von Sternberg stieß einen schweren Seufzer aus, bevor er antwortete. „Sie haben es ja schon festgestellt, ich bin ein alter Kauz“, begann er. „Ein alter Kauz, dessen Tage möglicherweise gezählt sind – noch einen Infarkt überlebe ich nicht.“

Er legte seine Hand auf ihre Schulter und blickte sie eindringlich an.

„Und ich habe einen letzten großen Wunsch“, fuhr er mit seiner Erklärung fort. „Ich möchte Weihnachten zusammen mit meinen Kindern feiern – hier auf Schloss Silberwald. Möglicherweise das allerletzte Mal ...“

„Das klingt ... ergreifend ...“, erwiderte Sophie, die nicht wirklich wusste, was sie dazu sagen sollte. Was hatte *sie* mit all dem zu tun?

„Das Problem ist nur, dass ich meine drei Kinder schon lange nicht mehr gesehen habe.“

„Seit wann?“, fragte sie.

„Nun, genau genommen seit dem Tod ihrer Mutter. Zumindest zwei von ihnen.“

„Oh, es tut mir leid, dass Ihre Frau gestorben ist“, erklärte Sophie.

„Ja, mir auch“, erwiderte er. „Aber es lässt sich nicht ungeschehen machen.“

„Ist es kürzlich passiert?“

„Vor zehn Jahren.“

Zehn Jahre? Er hatte seine Kinder zehn Jahre nicht gesehen?

Offenbar war ihm ihr schockierter Blick nicht entgangen.

„Die Wahrheit ist: Ich bin anscheinend eben doch so furchterregend wie mein Ruf“, teilte er ihr unverblümt mit. „Nun, zumindest war ich es für den größten Teil meines Lebens. Und aus diesem Grund sprechen meine Söhne und auch meine Tochter nicht mehr mit mir. Sie lehnen jeden Kontakt ab. Kein Telefongespräch, keine E-Mails, keine Briefe – nichts. Selbst wenn ich bei ihnen zu Hause an die Tür klopfen würde, würden sie mir nicht öffnen.“

„So schlimm ...?“

„Ich befürchte schon ...“ Es folgte ein weiterer erschöpfter Seufzer. „Und sie sind in alle Himmelsrichtungen verstreut – ich weiß ja nicht mal, wo sie wohnen. Nun, abgesehen von einem.“

Nun war es Sophie, die mitleidig seufzte.

„Aber wie kann ich Ihnen bei diesem Problem helfen?“, wollte sie wissen.

Er sah sie eindringlich an.

„Indem Sie für mich den Kontakt herstellen? Sozusagen als anonyme Zwischenhändlerin?“

*Als anonyme Zwischenhändlerin?* Hatte sie richtig gehört?

„Ihnen wird niemand die Tür vor der Nase zuschlagen“, fuhr er fort. „Im Gegensatz zu mir. Und auf diese Weise können wir es vielleicht schaffen, ein Treffen zu arrangieren.“

Sophie schüttelte den Kopf.

„Das würde ich liebend gern tun, Herr von Sternberg. Aber wie? Ich bin Medizinstudentin, keine Privatdetektivin oder so etwas in der Art ...“

„Und genau das macht Sie zu meiner perfekten Wahl, meine Liebe“, erklärte ihr Gegenüber.

Perfekte Wahl? Ungläubig schüttelte sie den Kopf. Sie verstand einfach nicht, wovon er sprach.

„Mein ältester Sohn lebt hier in Salzburg“, fuhr der Schlossherr jetzt fort. „Er betreibt eine Kinderarztpraxis. Doch darüber hinaus ist er auch Gastprofessor – an der medizinischen Fakultät, an der Sie studieren. Vielleicht haben Sie schon mal eine Vorlesung von ihm besucht. Wenn nicht, möchte ich, dass Sie es tun. So kommen Sie an ihn heran. Seine Name ist Leonhard von Sternberg. Doktor ...“

„... *Clive Owen!*“, schoss es Sophie augenblicklich durch den Kopf.

„Wie bitte?“, fragte ihr Gastgeber verwirrt nach.

Versehentlich hatte sie ihren Gedanken laut ausgesprochen.

*Doktor Clive Owen.*

Den Spitznamen, den die Studentinnen an der medizinischen Fakultät dem jungen Doktor von Sternberg verpasst hatten – weil er dem Hollywoodstar so ähnlich sah. Kurz gesagt: Er war unfassbar sexy. Und genauso eckig und kantig, als könne ihm jeder den Buckel runterrutschen. Jetzt

wusste sie auch, wieso ihr der Name Sternberg so vertraut vorgekommen war.

„Ach, gar nichts ...“, winkte sie schnell ab.

„Und? Was sagen Sie? Können Sie sich ihm irgendwie unauffällig nähern?“, fragte Clive Owens Erzeuger. „So, dass er keinen Verdacht schöpft?“

„Nun ... ich kann es versuchen“, willigte Sophie schließlich ein – und ihr Herzschlag beschleunigte sich augenblicklich bei dem Gedanken an ein solches Abenteuer.

„Dann haben wir einen Deal?“, erwiderte Ferdinand von Sternberg.

Er reichte ihr die Hand.

Einen Moment zögerte Sophie noch – aber dann schlug sie ein.

„Die ganze Sache steht und fällt damit, dass Sie geschickt vorgehen“, erklärte er. „Vor allem eines sollten Sie unbedingt vermeiden.“

Sophie blickte ihn fragend an.

„Und was wäre das?“

„Die Erwähnung meines Namens“, setzte er sie in Kenntnis, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

## 2. KAPITEL

„Doktor von Sternberg?“

„Ja?“

„Könnten Sie sich noch Zeit für eine Patientin nehmen? Ein Notfall – Verdacht auf gebrochenen Arm.“

Die Praxis hatte eigentlich gerade zugemacht. Er hatte seinen Mantel bereits angezogen und war auf dem Weg zur Universität.

„Nun, eigentlich habe ich eine Vorlesung. Aber ... nun, gut ... wer ist es?“, erwiderte er leicht genervt.

Nachdem er den Mantel wieder abgelegt hatte, betrat er das Behandlungszimmer seiner Praxis.

Auf der Patientenliege saß ein kleines Mädchen mit lockigem brünetten Haar. Es mochte etwa fünf Jahre alt sein. Ihr Gesicht war tränenüberströmt – und ihr rechter Arm war mit blauen Flecken und etwas Blut überzogen. Eine Frau in seinem Alter, wahrscheinlich ihre Mutter, stand daneben und trat nervös von einem Bein auf das andere.

„Gott sei Dank, Doktor!“, begrüßte die Frau ihn. Sie wirkte völlig aufgelöst, um nicht zu sagen panisch. Aber das war nun mal sein täglich Brot als Kinderarzt – und er konnte es den Eltern nicht wirklich verdenken. Hätte er selbst Kinder, wäre er nicht weniger besorgt um sie. Aber leider hatte er keine. Nur seine kleinen Patienten.

„Ich denke, meine Tochter hat sich den Arm gebrochen“, erklärte die Frau. „Sie ist von der Schaukel gefallen – ich hab nur einen Moment lang nicht aufgepasst, und schon ist es passiert ...“

Mit wenigen Schritten war er bei ihr und der Kleinen angelangt.

„Machen Sie sich keine Sorgen, wir kriegen Ihre Tochter wieder ganz gesund“, versuchte er, die Mutter zu

beruhigen. Um dann das Mädchen anzulächeln. „Und? Was genau ist passiert?“

„Ich hab in den Himmel geschaut, und auf einmal bin ich geflogen!“, schluchzte sie.

Kinder ..., seufzte er innerlich.

Sie waren das Einzige, was ihn aufmunterte.

Das Einzige, was ihn daran erinnerte, wie schön diese Welt sein konnte.

„Aber das klingt doch wunderbar!“, erklärte er. „Du hast geträumt und dann ...“

„... kam die harte Landung ...“, unterbrach ihn die Mutter des Mädchens. Was zu einem weiteren Weinanfall führte.

„Nun, jetzt schauen wir uns mal deinen Arm an“, schlug er vor. „Kannst du ihn bewegen?“

Das kleine Mädchen schüttelte den Kopf.

„Ein klitzekleines bisschen? Sagen wir: einen Zentimeter?“

Zuerst blickte die Kleine auf ihn – und dann auf ihren Arm.

„Du ... meinst ... so?“, fragte sie, während sie den Arm langsam ausstreckte. Er hatte es sich schon gedacht. Alles halb so schlimm. Nun, jedenfalls wenn sich seine erste Diagnose bestätigte. Vorsichtig, um ihr keine zusätzlichen unnötigen Schmerzen zuzufügen, tastete er ihren Arm ab.

„Und – wie heißt du?“, fragte er sie.

„Alicia.“

„Alicia?“ Er runzelte ungläubig die Stirn. „Hm, das wundert mich.“

Nun war es das kleine Mädchen, das sich nur noch für ihn zu interessieren schien.

„Warum?“, wollte sie wissen.

„Nun, ehrlich gesagt dachte ich, du heißt Leonie – das bedeutet Löwin. Weil auf dieser Liege noch nie ein Mädchen saß, das so tapfer war wie du. Und das so wenig geweint hat, obwohl ihr Arm so unglaublich wehtat.“

Sie blickte ihn mit großen Augen an.

„Wirklich?“

„Wirklich.“

„Und ... wie heißt *du*?“, fragte sie.

„Leonhard“, erwiderte er.

„Wow – also bist *du* ein Löwe?“

„Nun, das dachte ich bis jetzt eigentlich. Aber ehrlich gesagt bin ich nur halb so mutig und tapfer wie du, Alicia. Du machst das wirklich großartig“, erklärte er, während er die Schürfwunden an ihrem Arm desinfizierte und ihn bandagierte. Kein Bruch, Gott sei Dank. Wie es aussah, war es nichts weiter als eine leichte Stauchung, verbunden mit ein bisschen Blut und Tränen.

„Und ... machst du mich wieder ganz gesund?“

„Ja, das mache ich.“

„Warum?“

Seine kleinen Patienten konnten Fragen stellen!

Er blickte ihr in die Augen, als wären sie die letzten zwei Überlebenden eines Geheimbundes und ihr seit Jahrhunderten streng gehütetes Geheimnis dürfe eigentlich nie das Licht der Welt erblicken.

„Weil du das hübscheste, süßeste und mutigste Mädchen bist, das mir je begegnet ist ...“, flüsterte er ihr ins Ohr. „Aber ...“ Er legte den Finger auf seinen Mund. „Pst ...“

„Wirklich?“

„Wirklich.“

„Und du machst mich wieder ganz, ganz gesund, versprochen?“

„Indianerehrenwort“, erwiderte er und legte seine Hand auf sein Herz. „Es ist nur eine Stauchung, in ein paar Tagen ist alles wieder in bester Ordnung“, sagte er, an die Mutter der Kleinen gewandt.

Die sichtlich aufatmete.

„Ich bin Ihnen so dankbar!“, sagte sie.

„Danken Sie nicht mir, danken Sie Gott - oder dem Universum oder wie auch immer man es nennen will“, erklärte er. „Und wir zwei sehen uns in einer Woche zur Nachuntersuchung ...“, erklärte er dem kleinen Mädchen. „Okey dokey?“

„Okey dokey“, erwiderte sie kichernd, und es schien ihr schon viel besser zu gehen.

Zwei Minuten später war er aus der Praxis - wenn er sich beeilte, konnte er es gerade noch zu seiner Abendvorlesung schaffen.

Er hasste es, zu spät zu kommen.

In letzter Sekunde erreichte er die heiligen Hallen der medizinischen Fakultät und hetzte in Richtung des Vorlesungssaals.

Draußen war es bereits dunkel, und der Schnee reflektierte das helle Licht, das aus den erleuchteten Fenstern fiel. Leider fehlte Leonhard die Zeit, die Schönheit dieses Augenblicks angemessen zu würdigen. Als Teil der Professorenschaft war er schließlich ein Vorbild für seine Studenten. Er war nicht nur dazu da, medizinische Fachkenntnisse zu vermitteln, sondern darüber hinaus auch Werte, auf die es in unserer Gesellschaft ankam.

Und Pünktlichkeit gehörte auf jeden Fall dazu.

Es war ihm gerade noch gelungen, sich keiner Verspätung schuldig zu machen, stellte er mit einem Blick auf die Schweizer Automatikuhr an seinem Handgelenk fest, als er schwungvoll die Tür zum Vorlesungssaal aufstieß. Auch heute fiel es ihm wieder auf: Er hatte fast nur Frauen als Zuhörer. Was ihn wunderte, denn Fakt war: Die Studentinnen fürchteten ihn. Sobald er den Raum betrat, wurden sie augenblicklich mucksmäuschenstill. Wenn sie ihm auf dem Flur begegneten, senkten sie den Kopf. Warfen ihm verängstigte Blicke zu.

War er wirklich so schlimm? War er dabei, sich in seinen eigenen Vater zu verwandeln? Nur ohne dessen Playboy-Gen? Nun, sein persönlicher Standpunkt war: Er war hart – aber gerecht.

„Wenn Sie sich einen Beruf wünschen, in dem Sie Fehler machen dürfen, werden Sie keine Mediziner.“ Das war es, was er grundsätzlich als Erstes in seinen Vorlesungen erwähnte.

Fehler konnte er nicht tolerieren.

Denn sie konnten Menschenleben kosten in diesem Beruf.

Aber machte ihn das zu einem schlechten Menschen? Zu einem harten, unnachgiebigen Menschen? So wie es sein Vater war, schon in jungen Jahren Chefarzt und später Erfinder unzähliger medizinischer Patente, die ihn zu einem reichen Mann gemacht hatten, bevor er zu einem ausschweifenden und zügellosen Lebensstil übergegangen war, Alkoholexzesse und Affären eingeschlossen? Er hatte Leonhards Mutter nicht *einmal* betrogen – nein, *viele Male*. Unzählige Male. Sogar noch, als ihr Krebs so weit fortgeschritten war, dass ihre Tage gezählt waren. Doch sie hatte ihn weiter geliebt. Über alles. Als wäre all das nicht seine Schuld. Wenn er so ein genialer Arzt war, wieso hatte er sie nicht retten können? Wenn er so ein toller Hecht war, wieso hatte er sie nicht lieben können – *bis dass der Tod euch scheidet?*

Wieso hatte er sie allein gelassen in ihrer schwersten Stunde?

Nach ihrem Tod, den Leonhard bis heute nicht verdaut hatte und an dem niemand anders als sein Vater die Schuld trug, hatte er jeden Kontakt abgebrochen.

Und genauso hatten es seine Geschwister gehandhabt: Lucia war in die Schweiz geflohen, um Abstand zu gewinnen. Räumlichen Abstand, denn sie war es, die ihr Vater für gewöhnlich als Erste kontaktierte. Um ihre

Tochterliebe einzufordern, die angeblich bedingungslos war. Nun, damit war es definitiv vorbei – sie lebte seit fast einem Jahrzehnt in St. Moritz und hatte nicht vor, nach Österreich zurückzukehren. Leonhard telefonierte fast jede Woche mit ihr – aber ihr gemeinsamer Vater kam in diesen Gesprächen kaum noch vor. Und wenn, dann höchstens als bedrückende Randnotiz. Als ein Geist der Vergangenheit, der gelegentlich noch in ihren Köpfen herumspukte.

Und dann war da noch Luis – ihr kleiner Stern, wie sie ihn früher genannt hatten. Er war das Nesthäkchen. Ihn hatte der Tod seiner Mutter am härtesten getroffen. Eine Weile war er komplett abgestürzt, hatte die Kontrolle verloren und war auf die schiefe Bahn geraten: harte Drogen und Reha inklusive. Irgendwann schien er sich zwar halbwegs gefangen zu haben, doch er war nie wieder der Alte geworden – so optimistisch, enthusiastisch, voller Lebenslust, wie sie ihn alle gekannt hatten. Etwas in ihm schien für immer zerbrochen zu sein. Schließlich hatte er sich auf einen Selbstfindungstrip auf nach Indien gemacht. Erst das Hippie-Paradies Goa, danach Mumbai, die Millionenmetropole. Das war vor drei Jahren gewesen. Seitdem hatten weder Lucia noch er, Leonhard, je wieder etwas von ihrem kleinen Bruder gehört. Das riesige Indien schien ihn bei lebendigem Leibe verschluckt zu haben.

Nun, zumindest beteten sie, dass es bei lebendigem Leibe geschehen war.

Ob er noch lebte? Sie wussten es nicht.

Aber sie hofften es.

Es war nicht seine Schuld, was geschehen war.

Doch wenn man einem Träumer seine Träume nahm – und dabei vor allem den Traum, dass Menschen gut waren, dass die Welt gut war – zerstörte es alles. Denn anders als Menschen, die wie er, Leonhard, oder seine Schwester Lucia

mit beiden Beinen auf dem Boden der Realität standen, war Luis nun mal ihr kleiner Stern gewesen.

Und was taten Sterne?

Sie leuchteten.

Doch wenn das Leuchten eines Tages erlosch, verschwanden sie irgendwo im Dunkel des Universums – in einem unauffindbaren schwarzen Loch. Und genauso war es Luis ergangen, ihrem kleinen Bruder, ihrem leuchtenden Stern.

Leonhard wusste mittlerweile nicht mehr, wofür er seinen Vater mehr hasste: für das, was er seiner Mutter angetan hatte – oder für das, was seinerwegen mit Luis passiert war. Als ältestes der drei Kinder hatte Leonhard immer versucht, auf die beiden anderen mit aufzupassen. Doch das, was in ihrer Familie geschehen war, hatte zu schwer auf Luis' Seele gewogen – und so war es Leonhard unmöglich gewesen, ihn zu halten, ihn vor dem Absturz zu bewahren.

„Professor von Sternberg? Welche Rolle spielt die Familiengeschichte bei schweren Krankheiten, die sich schon im Kindesalter abzeichnen?“ Es war die Stimme einer Studentin, die ihn aus seinen schwermütigen Gedanken holte – mitten in seiner Vorlesung.

„Eine oftmals fatale Rolle“, erwiderte er, halb an sich selbst und halb an die Studentin gewandt. Um dann seinen Vortrag fortzusetzen, geistesabwesend wie selten zuvor. Aber genau das passierte, wenn er seine Gedanken schweifen ließ und an seinen Vater dachte. Und daran, was der alte Exzentriker ihnen allen angetan hatte.

Was er seiner Familie angetan hatte.

*Ihrer* Familie.

Weshalb Leonhard es eindeutig vorzog, es nicht zu tun.

Nicht an ihn zu denken.

„Entschuldigung? Professor?“

Er hatte die Vorlesung vor ein paar Minuten beendet und war auf dem Weg nach Hause. Erschöpft, müde und ja: ein wenig mürrisch, um nicht zu sagen wütend – wütend auf die Schatten der Vergangenheit, die ihn auch heute noch, ein Jahrzehnt nach dem Tod seiner Mutter, noch immer verfolgten.

Die Stimme kam ihm bekannt vor. Gehörte sie zu derselben Studentin, die ihn schon vorhin unsanft aus seinen Gedanken geweckt hatte? Himmel noch mal, er konnte Streber nicht leiden, die sich gleich nach der Vorlesung an die Fersen ihrer Lehrkraft hefteten, nach Aufmerksamkeit hechelnd.

„Ja!“, antwortete er harsch, ohne sich umzudrehen.

Für einen Moment überlegte, ob er *zu* harsch reagierte. Ob er stehen bleiben sollte. Doch dann verwarf er die Idee wieder und behielt sein flottes Marschtempo bei. Die weiblichen Studentinnen hatten ohnehin Angst vor ihm – und dabei wollte er es belassen. Er wiederum hatte auch Angst vor ihnen, oder besser gesagt vor Frauen im Allgemeinen – seit seiner Scheidung vor zwei Jahren ging er ihnen lieber aus dem Weg.

Wieso also ein perfektes Arrangement aufs Spiel setzen?

Es ging ihm gut.

Nein: Es ging ihm mehr als gut. Es ging ihm perfekt – besser als je zuvor!

„Sie haben einen ganz schön schnellen Gang drauf“, vernahm er die Stimme hinter sich. Sie war offenbar schwerer abzuschütteln, als er angenommen hatte.

„Das ist gut fürs Herz“, erklärte er, erneut ohne sich zu ihr umzudrehen. „Menschen, die schnell gehen, leben länger als Menschen, die schlurfen. Ich wünsche Ihnen noch ein schönes Leben, so kurz es auch sein mag.“

Kaum hatte er ausgesprochen, liebte er sich schon für diese Antwort.

Denn sie war erstens medizinisch korrekt – und zweitens menschlich unsympathisch genug, um ihm Ruhe vor ihr zu verschaffen. Wenn das nicht saß, dann ...

„... nur eine Minute! ...“

Nun, im zweiten Punkt hatte er sich offenbar getäuscht.

Leonhard von Sternberg verlangsamte seinen Gang und drehte sich ungehalten um – um zu sehen, wer ihn so derart penetrant verfolgte. Eine Sekunde lang hielt er inne, als er die zierliche Brünette mit den leuchtend grünen Augen vor sich erblickte. Sie ... nun, es war ja auch egal, riss er sich zusammen.

„Also gut, was wollen Sie?“, fragte er, noch immer ungehalten. Nur weil sie hübsch war, änderte das nichts an seinen Prinzipien. „Sind Sie Studentin, oder was?“

„Ja“, erwiderte sie, um dann sogleich den Kopf zu schütteln. „Das heißt, nein, nicht nur. Ich arbeite freiberuflich für ... die Salzburger Zeitung“, erklärte sie. Täuschte er sich, oder war sie nervös? Ihre Stimme klang seltsam wackelig.

„Und?“

„Nun, wir möchten im Lokalteil eine kleine Reihe mit Artikeln über Persönlichkeiten aus unserer schönen Stadt starten.“

*Persönlichkeiten? Was sollte das nun wieder?*

„Und bei einer Online-Umfrage unter unseren Lesern wurden Sie zum beliebtesten Kinderarzt in Salzburg gewählt.“

Nun – das kam in der Tat überraschend! Leonhard hatte keine Ahnung gehabt, dass er so beliebt war. Zumal er nicht unbedingt viel dafür tat, dass die Menschen ihn mochten. Nur Kinder machten da eine Ausnahme – von daher konnten eigentlich nur sie es gewesen sein, die sich bei der Zeitungsumfrage für ihn eingesetzt hatten. Aber was sollte